Heimatland

BEILAGE
ZUR NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 21 | Neuß/Grevenbroich, 25. November 1950 | 77. Jahrgang

Der Fetzer

Eine Neußer Ballade

Von Karl Kreiner

De Fetzer jing öm em Nüsser Lank
on malträtede die Buhre,
on och die Börger föllde sin Hank
on mosse sech döckes beduhre.

En Nüß do ditt de Jalgestreck
e Loch en et Rothus stemme
on ditt, dat wor si Meesterstöck,
de Keß möm Stadtselver klemme.

Die Nüsser ävver wore net möd
on hannt de Halonk jefange.
Do wod de Spetzbov en sin Hött
jeschnappt on möt Strecke jebonge.

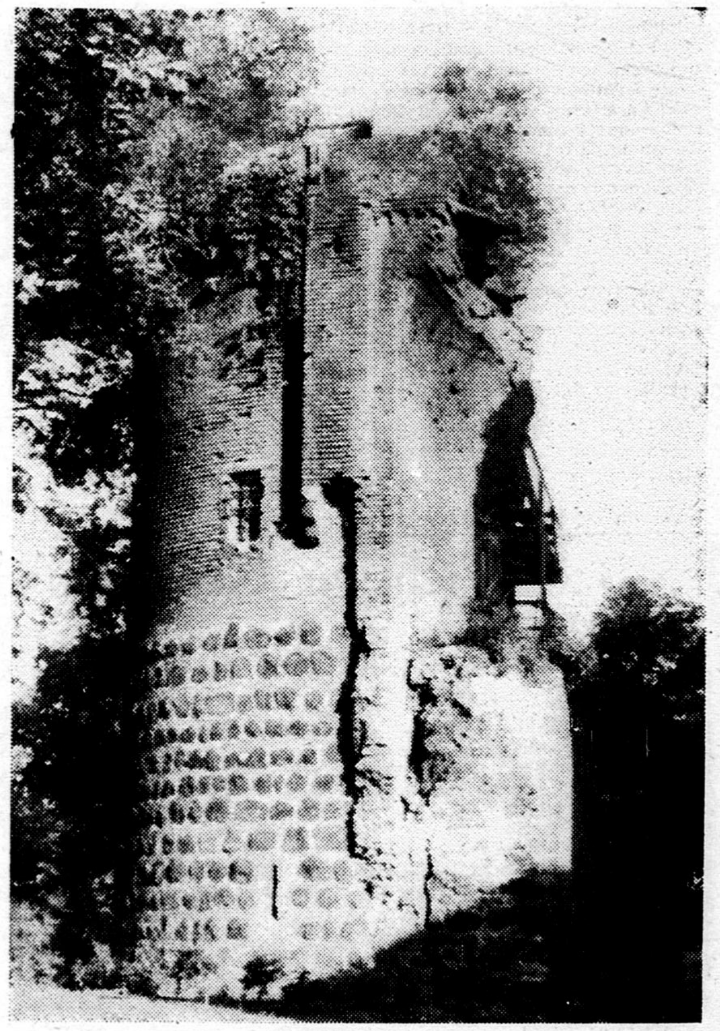
„Ah waat mahr, Bööschke, du kriß dinne Lohn,
du jees ons net dorch de Lappe!
Mer sperre dech en de Wenkmöhletohn,
on bahl kanns du net mie jappe!"

Dat wor däm Fetzer net no de Mötz.
He deit: „Dat wädd sech befenge,
ech klömm no boove en de Spetz
on well en de Stadtjrave sprenge."

Die Allerseeleneit wor schwatt.
De Fetzer stung dobove.
„Mer hät mech noch nörjens en en Stadt
so e lofteg Quarteer jejove."

He leet sech an nem Flögel eraf.
„Mech soll kenne Nüsser mie kriege,
ehr blivv ech do onge deep em Jrav
möt kapoddige Knoche liege."

De Fetzer wor fott. He sprong net schleit.
Wat deet mer net all för si Läve.
Die Nüsser maade e domm Jeseit.
„Saat, Nober, wat soll dat noch jäve?"



Ein Zeuge alter Herrlichkeit:

Mehr und mehr schwinden die Mauerreste des wehrhaften mittelalterlichen Neuß. Neben dem Obertor und dem Mühlenturm blieb der Promenadenturm übrig. Auch diese Ruine kündet von der Vergänglichkeit aller Macht und Größe.

Photo: Sch.

E paar Jöhrkes drop wor de Fetzer am Eng,
do hatt si Ständsche jeschlage,
do hatt et Schafott öm tösche de Zäng
on beß öm dr Kopp vom Krage.

Wie dat Volksled von däm Fetzer jing,
von däm Fetzer on sin Jeselle,
on wie he jeköppt wod en Kölle am Rhing,
de Möhletohn kann et verzälle.

De Wenkmöhletohn de steht noch hüt,
de Fetzer es verjange.
De Tohn ävver weeß, wat de Name bedütt.
„Hei sooß ens de Fetzer jefange."

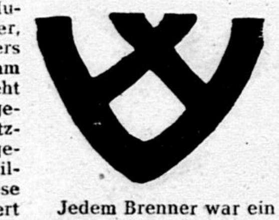
Brauchtum aus alter Zeit

Der Hundebrenner

Das große Halali des Hubertustages ist verklungen. Hubertustag — Weidmannstag, ein Festtag, der jedes echte Jägerherz höher schlagen läßt. Neben den Festen St. Martinus und St. Nikolaus gehört es zu den volkstümlichsten unserer niederrheinischen Heimat. Ihn, den Schutzpatron aller Jünger des edlen Weidwerks, zu ehren und sich unter seinen Schutz zu stellen — das ist der Sinn dieses Tages. Kein Wunder darum, daß dieser Tag mit sinnvollem, altem Brauchtum angefüllt war, wie ja auch die Feste der beiden anderen rheinischen Heiligen. Hubertus ist nicht nur der Beschützer der Jäger, sondern auch ihres ständigen treuen Begleiters und Helfers bei der Pirsch, des Hundes. Ihm gilt des Jägers ganz besondere Sorge, er steht ihm nahe, wie fast sonst nichts in seiner Umgebung. Was Wunder, daß er bei seinem Schutzheiligen Hilfe suchte gegen eine Krankheit, gegen die es in der Vergangenheit kein Heilmittel gab, die Tollwut. Forderte doch diese furchtbare Geißel noch im letzten Jahrhundert zahllose Opfer nicht nur unter den Hunden, sondern auch unter den Menschen. Erst seit Louis Pasteur ist es möglich, sich vor dieser Krankheit zu schützen und sie zu heilen. Vordem aber stand man dieser hilflos gegenüber. Kein Wunder also, daß St. Hubertus um seine Hilfe angefleht wurde. Doch wie war das früher?

Lassen wir unsere Altvorderen einmal berichten

Eine allen bekannte Persönlichkeit war, bis noch zu Anfang unseres Jahrhunderts, der Hundebrenner, der die Hunde gegen die Tollwut immun machen sollte. Nicht jeder konnte es werden. Voraussetzung war, daß er selbst von einem tollwütigen Hunde gebissen und geheilt worden war. Die Amtsübernahme war schon mit feierlichen Zeremonien verbunden. Ihm wurde zunächst in einer kleinen Stirnwunde ein Fädchen der Stola des hl. Hubertus eingelegt. Danach erhielt er den Hubertusschlüssel überreicht. Das war ein Eisen, ähnlich einem Schraubenzieher, dessen unteres Ende zu nebenstehender Abb. ausgeschmiedet war. Diesen Schlüssel gebrauchte er beim Brennen der Hunde. Gebete gingen voraus und schlossen sich an;



Jedem Brenner war ein bestimmter, genau abgegrenzter Bezirk für seine Tätigkeit zugewiesen. Doch konnte man auch einen Brenner aus einem anderen Bezirk zuziehen. An Arbeit fehlte es nicht, denn es war damals üblich, alle Hunde brennen zu lassen. Das Brennen war mit einer ganzen Reihe von feststehenden Zeremonien verbunden. Gewöhnlich geschah es am Hubertustag, jedoch wurde es auch das ganze Jahr hindurch vorgenommen. — Aus der Hubertusmesse brachte man das gesegnete Brot mit heim (siehe unten). Von diesem erhielt der Hund ein Stückchen, ebenfalls Brenner und Mitglieder der Familie. Die Angehörigen der Familie beteten mit dem Brenner knieend 9 Vaterunser und 9 Ave-Maria. Darauf wurde der Hund so gefesselt, daß er sich nicht mehr bewegen und auch nicht um sich beißen konnte. Dazu wurde ihm auch das Maul mit einem Strick zugebunden. Unter Gebeten entfernte der Brenner ihm sodann die Haare auf der Stirn. Während dieser Vorbereitungen wurde der Hubertusschlüssel im Holzkohlenfeuer glühend gemacht und nun dem Hunde auf der Stirn das Zeichen eingebrannt. Gemeinsame Gebete schlossen die Zeremonien für diesen Tag ab. Jedoch mußten die Gebete an 9 aufeinanderfolgenden Tagen morgens oder abends von allen Familienmitgliedern wiederholt werden. Später verminderte man die Zahl der Vaterunser und Ave-Maria auf eins. So war der Hund, und auch die Familie, unter den Schutz des hl. Hubertus gestellt. — Da der Hundebrenner das ganze Jahr zu tun hatte, ließ er am Hubertustage eine größere Menge Brot weihen, von dem er stets ein Stückchen bei sich tragen mußte. War nun seine Tätigkeit ein Beruf oder ein Geschäft? — Nein. — Seinen eigentlichen Beruf behielt er bei. Für das Brennen durfte er keinerlei Entgelt nehmen oder gar fordern. Es ist aber selbstverständlich, daß er stets eine Entschädigung in Geld oder Naturalien für seine Bemühungen erhielt. Trotz-

---

Brief eines Auswanderers von der Gilbach

Ein Frixheimer in Wildwest

Schluß

In der Bärenhöhle

Der Bach hatte eine Tiefe von ungefähr 6 Fuß. Durch die Trockenheit der letzten Monate war das Wasser bis auf 1,5 Fuß gesunken, so daß ein Zwischenraum von mehr als 3 Fuß Höhe entstanden war. Ich konnte also unter der Eisdecke durch das Wasser waten, das mir bis an die Knie reichte. So mochte ich etwa 200 Schritt durch den geheimnisvollen Gang gemacht haben, als ich plötzlich seitwärts in der Uferwand den Eingang zu einer Höhle bemerkte. Ich tastete mich vorsichtig heran und fand dieselbe leer; die Grislybären hatten sicher ihr Lager anderswo aufgeschlagen. Da die Höhle etwas über dem Wasserspiegel lag und ziemlich trocken war, kroch ich hinein. Trotz der grimmigen Kälte stand mir der Schweiß auf der Stirne. So mochte ich vielleicht 5 Minuten in dem Loch gehockt haben, als ich immer näher und näher

ein schreckliches Heulen und Schreien

vernahm. Das mußten die Indianer sein, welche mich vermißten! Sie liefen den Bach entlang über die Eisfläche und suchten mich hinter den Büschen und Sträuchern, schlimmer als ein gehetztes Wild. Immer wieder hörte ich, wie das Gelände durchstöbert wurde; es war ihnen sicher gar nicht recht, daß ihr letztes Opfer entronnen war.

Liebe Mutter, wie es mir da zumute war, kannst Du Dir wohl denken. So mochte eine Stunde vergangen sein, bis endlich Ruhe eintrat. So sehr ich auch meine Ohren anstrengte, war nichts zu hören. Da wurde ich in meinem Unterschlupf von neuem in Schrecken versetzt, denn in einer Entfernung von etwa 20—30 Schritt hörte ich

das Knurren eines Bären.

Nun dachte ich schon, ich sei doch verloren, aber es war mir lieber, daß ein Bär mich zerfleischte, als das ein Skalpiermesser der Indianer mich erst marterte. Ich wagte jedoch kaum zu atmen. Was hätte ich schon gegen die Bestie ausrichten können. Ich hatte keine Waffen mehr und war selbst meiner Sinne kaum noch mächtig. Der Bär verhielt sich jedoch später wieder ruhig. Bis gegen Morgen blieb ich in meinem Versteck sitzen. Dann wagte ich mich vorsichtig durch das Wasser zurück bis zu der Oeffnung, durch die ich eingestiegen war und

kletterte ins Freie

Die Sonne war eben aufgegangen und zeigte sich über dem Horizont. Nach meiner Schätzung mochte es wohl ungefähr acht Uhr sein. Ein kalter Nordwind schnitt durch meine durchnässten Kleider. Sie glichen bei der strengen Kälte bald einem Eisklumpen. Alles war ruhig, und so weit ich sehen konnte, war von den Indianern keine Spur mehr zu entdecken. Ich wandte mich der Stelle zu, wo ich am Abend zuvor das Schreckliche erleben mußte. Was ich da gesehen habe, liebe Mutter, wage ich kaum zu schreiben. Meine Kameraden lagen alle zerstückelt und verbrannt am Boden. Sie waren so zugerichtet, daß ich keinen mehr erkennen konnte. Einzelne Gliedmaßen bedeckten den Boden rundherum. — — — — Ich war durch manche Abenteuer abgehärtet, doch ich habe tatsächlich geweint über das Los, das meinen Kameraden beschieden war.

Von meinem Freund Erich von Hagenau habe ich mit Mühe

noch einige Fetzen Papier gefunden,

ihn selbst erkannte ich nicht mehr. Ich habe seinen Eltern das Unglück mitgeteilt. Sie wohnen auf einem großen Schloß in der Nähe von Prag. Sein Vater, ein Graf von Hagenau, ist Oberst in einer Cavallerie-Brigade. Der schlichte Wunsch seiner Eltern war, daß ihr Sohn bald zurückkehren sollte. Wegen der fünfjährigen Dienstzeit war das jedoch ausgeschlossen. Erich war mein bester Freund gewesen, das hatte er in mancher Not bewiesen. Seine Kameradschaft zeigte sich immer wieder darin, daß er mit jedem sein Letztes teilte. Er stand in meinem Alter (27 Jahre) und war ehemaliger Leutnant beim 5. Ungarischen Husaren-Regiment. Er hatte schon den Krieg gegen Preußen mitgemacht und bei Königgrätz die Tapferkeitsmedaille erhalten. Auf einem Offiziersball in Prag ereilte ihn dann 1869 sein Schicksal. (Beim Tanzen hatte es Streit gegeben und Ohrfeigen abgesetzt. Die Folge war ein Duell mit sehr traurigem Ausgang.) Da Erich Festungshaft zu erwarten hatte, benutzte er die Gelegenheit zur Flucht nach den Vereinigten Staaten. Hier hatte er sein Glück auf manche Weise versucht; aber alles schlug ihm fehl, da er zur Arbeit nicht geboren war. Darum nahm er endlich wieder Zuflucht zum Militär und ließ sich für den Dienst in den Indianer-Reservationen anwerben. Er gedachte durch seine Papiere gleich eine höhere Stellung zu bekommen. Damit konnte er aber hier keinen Eindruck machen und er mußte als gewöhnlicher Soldat eintreten und sich für fünf Jahre verpflichten. Im Jahr 1873 war sein Vater zum General befördert worden und hatte für seinen Sohn beim Kaiser Franz Joseph ein Gnadengesuch gemacht, das der Kaiser auch genehmigte. Aber alle Vorstellungen beim Präsidenten der Vereinigten Staaten waren ohne Erfolg. Erich mußte seine Dienstzeit aushalten. Daran fehlten noch 2 Jahre und 4 Monate.

Erich schenkte mir sein ganzes Vertrauen und machte oft neue Zukunftspläne. Er sagte immer: „Wenn wir unsere Dienstzeit glücklich vollendet haben, dann nehme ich dich mit auf mein väterliches Schloß. Was ich dann besitze, gehört dir auch, denn wir sind mehr als Brüder." — Ich habe ihm stets geantwortet: „Erich, wir wollen nicht zu früh Luftschlösser bauen,

wir sind noch nicht langs Schmitze Backes!

Da fragte er mich stets, was ich damit meinte. Ich sagte ihm: „Wir müssen in zwei Jahren noch vieles mitmachen. Wer weiß, wo noch unsere Knochen bleichen!" — Nun hat er wirklich diese Zeit nicht mehr erleben können. Friede seinen Gebeinen!

*

Nun will ich fortfahren in dem Bericht über mein Schicksal. Nachdem ich an dem Orte des Jammers noch einige Worte des Gebetes gesprochen hatte, streifte ich in den Urwäldern umher, um Schutz zu suchen gegen die Indianer. Aber Hunger und Kälte war ich preisgegeben, und zwei Tage lang trieb ich mich fast ohne Nahrung umher. Nur einige wilde Butteln und Beeren fand ich in den Sträuchern, um meinen Hunger zu dämpfen. Ab und zu machte ich mir auch ein kleines Feuer, obwohl es sehr gefährlich war. Denn sobald ein Indianer irgendwo Rauch wittert, ist er ihm gleich auf der Spur. Zum Glück hatten die Indianer mir noch nicht sämtliche Taschen ausgekramt. Deshalb war mir mein Feuerzeug geblieben. Sonst wäre ich sicher der grimmigen Kälte zum Opfer gefallen. Mehrmals mußte ich den wilden Tieren ausweichen und mich auf Bäumen in Sicherheit bringen. Die Indianer jagten in dieser Gegend häufig den Büffel. Ich hatte mich schon

meinem Schicksal ergeben

und hoffte nur noch auf Gottes Hilfe. — — — — — — —Nach zwei Tagen hörte ich plötzlich den Hufschlag von Pferden. Ich dachte natürlich zuerst an Indianer und verbarg mich im Dickicht. Doch beim Näherkommen gewahrte ich eine Kolonne Infanterie. Unter dem Schutz der Soldaten wurde eine ganze Anzahl Bagagewagen auf einem zweitägigen Marsch zum nächsten Fort geleitet. Anfangs hielten sie mich für einen Deserteur. Nachdem ich ihnen aber die nötige Aufklärung gegeben hatte, wurde ich mit Speise und Trank versorgt. Eine gute Fleischportion war mir zugewiesen und der Whisky erwärmte meine Glieder. Dann bestieg ich einen von den Bagagewagen, denn ich war durch meine Erlebnisse ganz entkräftet. Im Fort Abraham Lincoln traf ich mein Regiment, welches uns alle tot glaubte. Ich meldete mich sofort bei General Coster und berichtete ihm den Postüberfall. Er schüttelte mir die Hand und war ganz erstaunt, mich noch als Lebenden zu sehen. — — — An anderen Tag wurde ich krank und kam ins Lazarett. Ich hatte eine schwere Lungenentzündung und die Aerzte gaben mich schon auf. Sieben Tage lang schwebte ich

zwischen Tod und Leben.

Endlich am neunten Tag trat Besserung ein. Wenn die Fieberanfälle vorüber waren, hatte ich Dich, liebe Mutter, stets vor Augen, denn die Heimat lag mir auf dem Herzen. Später stellten sich noch rheumatische Schmerzen ein, die mich Tag und Nacht quälten. Bin nie im Leben krank gewesen, aber diese Strapazen haben mich beinahe an des Grabes Rand gebracht. Aber wenn man noch jung an Jahren ist, kann man viel aushalten, und so bin ich jetzt nach zwei Monaten wieder als gesund entlassen worden. Wenn ich geahnt hätte, liebe Mutter, daß es mir in der Fremde so erginge,

dann hätte ich Amerika nie gesehen.

Aber ich habe ja selbst das Los gewählt, das mir beschieden ist. Ob ich noch einmal mein liebes Heimatland wiedersehen werde? Ich glaube kaum daran. Mutter, Du beweinst sicher Deinen verlorenen Sohn, aber ich habe das Gebet, das ich auf deinem Schoße gelernt habe, noch nicht vergessen. Du kannst nichts anderes für Deinen Sohn tun, als daß Du meiner im Gebete gedenkst. — Mit den Indianern werde ich dann schon selbst fertig. Man hat mir schon zweimal

das Pferd unter dem Leib weggeschossen,

mehrmals sausten die Kugeln an meinem Kopf vorbei und zweimal bin ich in eine Lassoschlinge geraten, wobei ich wie durch ein Wunder den Fallstricken entronnen bin. Darum sei getrost, liebe Mutter, und gräme Dich nicht zu sehr. Mir passiert so leicht nichts, denn ich bin kugelsicher und fühle keine Angst vor den Red-Kings.

Nun muß ich schließen und hoffe, daß meine Briefe Euch alle, meine Lieben, gesund und munter antreffen. Hoffentlich sehen wir uns noch einmal wieder in dieser Welt; wenn nicht, dann dort oben; ich lasse den Mut nicht sinken, mag kommen was will. Lebt alle wohl und gedenket meiner im Gebete. Es grüßt Euch tausendmal, nebst vielen Grüßen an alle Bekannten in der fernen Heimat, Euer Sohn und Bruder Heinrich Hubert May

Fort Abr. Lincoln in Dakota Terr.

Gefiederte Wintergäste im Erftland

Die Vogelwelt, die im August und September durch den Abzug vieler Singvögel so sehr gelichtet worden ist, erfährt im Oktober eine Bereicherung durch den Zuzug der Krähenschwärme, die sich im Winter bei uns wohler fühlen als in den nordöstlichen Gebieten Europas. Bei keiner andern Vogelart läßt sich ein so geregeltes, fast fahrplanmäßiges Tagewerk beobachten. Im vorigen Jahre sah man am 25. Oktober erstmalig große Scharen nach Sonnenuntergang dem Welchenberg zustreben und mit großem Geschrei und Gezänke von den Schlafplätzen in den Pappelkronen Besitz nehmen. Der Landmann schaut dem Kommen dieser gefräßigen Schädlinge mit Schrecken entgegen. Bis zu einem halben Zentner Saatkörner muß er hier und da mehr auf den Morgen streuen, damit der von den hungrigen Schnäbeln angerichtete Schaden nicht so sichtbar wird. Trotz Anwendung vieler Abwehrmittel weiß er sich ihrer schlecht zu erwehren. Zu Zehntausenden schliefen sie bis vor wenigen Jahren in der Nähe des Frimmersdorfer Kraftwerkes, dessen urgewaltige Maschinen und Turbinen ihnen das Schlummerlied brummten. Wenn kein Schuß sie aufschreckte und die Erregung über die immer wieder Unordnung verursachenden späten Ankömmlinge sich gelegt hatte, bekam und bekommt endlich die Nacht Gewalt über das ruhelose Volk. Krähen sind wie böse Buben. Nur im Schlaf sind sie brav.

Um die Zeit des Morgenrots erfüllen sie die Luft mit vieltausendstimmigem, frechem Geschwätz. Das ganze Dorf scheint davon erfüllt, denn die durch die Erweiterung der Braunkohlengrube bedingten Kahlschläge haben sie genötigt, ihre Schlafstätten mehr flußabwärts und damit dorfwärts zu suchen. Die unzähligen schwarzen Punkte in den Pappelspitzen bekommen Leben, schwirren durcheinander, hacken aufeinander los und lösen sich endlich in einzelne Gruppen und Grüppchen und unübersehbare Schwarmlinien auf, die hierhin und dorthin entschweben. Im Sturm vollführen sie übermütig die tollsten Sturzflüge. Auf den umliegenden Aeckern nehmen sie mit bücklingsfroher Lakaienart ihr erstes Frühstück ein. Für den Hauptteil des Tages verbreiten sie sich über das weite Gebiet zwischen Erft und Niers. Immer sieht man Dohlen, oft auch Stare und Nebelkrähen in ihrer Gesellschaft. Wenn dichter Schnee die Erde bedeckt, treibt der Hunger die sonst scheuen Tiere in die Gärten und aufdringlich nahe an die Häuser. Die Scharen verdichten sich, ehe sie in der Dämmerung ihre windige Herberge aufsuchen. Werden sie aufgeschreckt, so hört man außer dem Rauschen des Flügelschlages kaum einen Laut. Unter dem Bleigrau des Himmels und über dem blendend weißen Leichentuch des Feldes muten sie an wie das in tiefste Trauer gekleidete stumme Gefolge eines Leichenzuges.

Mit Frühlingsanfang sind sie plötzlich verschwunden. Nur einzelne Paare bleiben den Sommer über als Quartierhalter im Erftland. Diese sind ebenso unauffällig, wie die Massen ihrer Artgenossen laut und lärmend waren.

So war es seit Jahrhunderten. Zeugen hierfür sind die nach Krähen benannten Flur- und Ortsnamen. Kräh- oder Krahwinkel ist ein seit dem elften Jahrhundert beurkundeter, namentlich im deutschen Westen oft vorkommender Ortsname. Rund dreißigmal findet man ihn im Raume zwischen Aachen, München, Hannover und Merseburg. Ihre Zahl verdichtet sich im rheinisch-westfälischen Gebiet. Auch in Reichweite des Welchenberg fehlen Hof- und Flurnamen nicht, die den Krähen ihren Ursprung verdanken und damit auf uralte krähwinkelige Beziehungen unserer Gegend hindeuten.

Josef Bremer.

dem kamen, wie schon gesagt, zahlreiche Fälle von Tollwut vor. Ereignete sich ein solcher, so wurde der Gemeindediener alarmiert, der sogleich mit der Schelle straßauf, straßab ging und alle Bewohner aufforderte, ihre Hunde an die Kette zu legen und scharf zu beobachten, eine Vorsichtsmaßregel, die die Ausbreitung der Krankheit verhütete. Bissen doch die tollwütigen Hunde wütend und wahllos um sich, nicht einmal ihren Herrn verschonend, an dem sie doch vorher mit solcher Treue gehangen hatten. Wurde jemand gebissen, so mußte er auch damals sofort zum Arzt. Doch dieser wohnte oft recht weit, manchmal eine Tagereise mit dem Wagen. So setzte die Behandlung, die auch zudem noch recht primitiv war, meist zu spät ein. Sie bestand darin, daß die Bißwunde ausgebrannt wurde, eine sehr schmerzhafte Prozedur, da sie ohne jede Narkose vorgenommen werden mußte. — Es wird von einem Fall berichtet, daß zwei Mädchen mit Bißwunden zu dem in Schiefbahn wohnenden Arzt gebracht wurden Obwohl die Behandlung schon nach 24 Stunden vorgenommen wurde, heißt es: „gingen doch beide Mädchen an". „Angehen" nannte man den Ausbruch der Krankheit beim Menschen. In diesem seltsamen Ausdruck spiegelt sich wohl die große Furcht vor der Krankheit wieder und das Unvermögen, sie zu heilen. Nach alten Erfahrungen waren die 9. Stunde, der 9. Tag und sogar die 9. Woche die entscheidenden Termine für Wiedergesundung oder Tod. Seltsam, wie auch hier die Zahl 9, wie bei so vielen Krankheiten und Bräuchen, eine besondere Rolle spielte. Eines der obengenannten Mädchen kam mit dem Leben davon, das andere starb unter gräßlichen Schmerzen, mit den gleichen Erscheinungen wie bei einem tollwütigen Hunde. Nur der Tod befreite ihre Umgebung von der großen Gefahr der Uebertragung der Krankheit.

Die Zahl der von tollwütigen Hunden Angefallenen muß recht groß gewesen sein. Es bestand noch bis in den Anfang der Zwanziger Jahre eine sogenannte Vereinigung der Hubertusbrüder. Es waren jene, die von einem tollwutkranken Hunde gebissen, aber geheilt worden waren. Ihnen oblag die strenge Pflicht, am Hubertustag in sonntäglichen Kleidern einen regelrechten Feiertag zu halten. Nach gemeinsamen Besuch der Hubertusmesse und hl. Kommunion mußten sie sich jedweder Arbeit enthalten. Sie waren zudem an diesem Tage Gegenstand besonderer Verehrung, denen man seine Glückwünsche aussprach. Sie leben heute noch ihrem Namen nach in der Erinnerung des Volkes fort.

Während das oben beschriebene Hundebrennen völlig ausgestorben ist und nur noch hier und da ein im Museum aufbewahrter Hubertusschlüssel an ihn erinnert, ist das Segnen des Hubertusbrotes auch heute noch in vielen Gemeinden ein gern geübter Brauch. Am Morgen des Hubertustages nimmt man ein größeres Stück Schwarzbrot mit zur hl. Messe. In der Mitte des Brotes befindet sich in einer Höhlung etwa ein Teelöffel Salz. Beim Betreten der Kirche legt man das Brot auf einen eigens dafür aufgestellten Tisch oder auf die Kommunionbank. Nachdem es im Anschluß an die hl. Messe vom Priester gesegnet ist, nimmt man es wieder mit heim. Dort versammeln sich alle Familienmitglieder um den Frühstückstisch und jedem wird vom Hausvater ein Stückchen Brot mit etwas Salz zugeteilt. Ein Gebet zum hl. Hubertus geht voraus und schließt sich an. Ein schöner alter Brauch, dessen ursprünglicher Sinn, wie oben beschrieben, heute jedoch nicht mehr lebendig ist.

Altes Brauchtum im Volke zeugt oftmals von tiefer Gläubigkeit, einem Glauben, der Berge zu versetzen imstande gewesen wäre. Leider schwinden in unserer Zeit voll Hast und äußerer und innerer Unruhe die alten Bräuche immer mehr. Wir haben in unserem gejagten Zeitalter keine Zeit mehr für solche Dinge. Wir sind ja so nüchtern, so wissend, so aufgeklärt geworden! — Ob auch glücklicher??

-zer

Bauerntum begegnet uns auf rheinischem Boden und in Mitteleuropa erstmals in der Jungsteinzeit. Der Uebergang vom Nomadentum zu den Ackerbaukulturen vollzieht sich hier etwa zu Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. Es ist die größte Wende im Geschehen der europäischen Vorzeit.

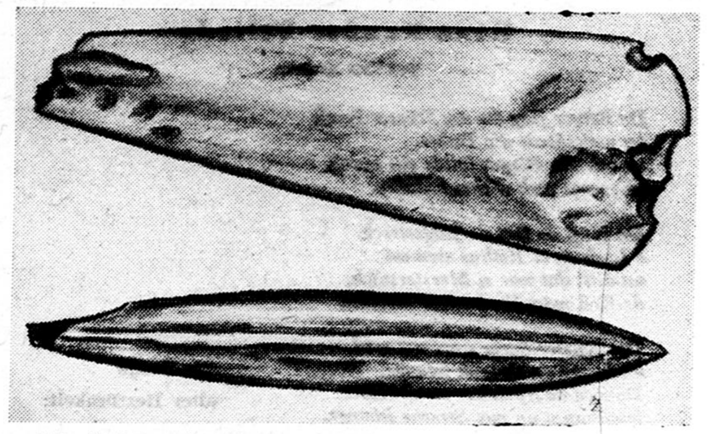


Abb. 1: Jungsteinzeitliches Steinbeil. Fundort: Lindbroich-Elvekum

Geheimnisse unserer Heimaterde

Wichtige Geschichtsdokumente aus Stein

Da pflügt im Morgengrauen eines Oktobertages ein Bauer Jakob Frengen, Elvekum, seinen Acker im Lindbroich. Die Pflugschar schneidet ins Erdreich und wirft Scholle um Scholle um. Da — der Bauer zieht die Leine an, brrr — die dampfenden Pferde stehen wie angewachsen. Dann bückt er sich und greift nach einem länglich geformten Stein, der in der Ackerfurche liegt. Er wischt ihn an seinem Rock etwas ab und siehe da — es zeigt sich ein wohlgeformtes, glattgeschliffenes Steinbeil aus Feuerstein (Abbildung 1), etwa 20,5 cm lang mit einer Schneide von 7,5 cm und einem länglich ovalen Querschnitt. Diesen seltsamen Fund steckt sich der Bauer in die Tasche.

„Dunnerkiel"

sagen die Alten zu solch einem Stein. Sie wollen es nicht in den Kopf bekommen, daß es ein Werkzeug ist, mit dem vor rund 4000 Jahren ein Mensch den Baum fällte, vielleicht auch als Waffe auf der Jagd benutzte, daß es mit einem Stiel versehen war und im Grunde genau gehandhabt wurde wie unsere heutigen eisernen Beile. Wie gesagt, die Alten gaben dem Stein den Namen „Dunnerkiel", legten ihn ins „Geböns" in die Scheune, um den Blitz vom Eigentum fernzuhalten. Man schrieb also einem solchen Stein Macht zu, das Anwesen vor dem Ungewitter zu schützen. Manchmal griff die Bäuerin zu dem seltsam geformten Ding, wenn die Kuh nicht mehr die gewünschte Milch hergeben wollte. Dann strich sie mit dem „Dunnerkiel" am Euter entlang und hoffte dadurch dem Versiegen der Milch entgegenwirken zu können. Wieviele solcher Steine mögen im Laufe der Jahrtausende, seitdem man zu den Werkzeugen nicht mehr den Stein, sondern die Metalle benutzte, vernichtet und abhanden gekommen sein. Erstaunlich ist es, wie oft heute unser heimatlicher Boden die steinernen Dokumente vergangener Jahrtausende hergibt. Und ein Glück, daß die Landbevölkerung unserer Heimat in weiten Kreisen ein solch starkes Interesse den Bodenaltertümern entgegenbringt!

Ein Beispiel dafür seien die hier abgebildeten Fundstücke aus Allerheiligen bei Neuß. Neben dem eingangs beschriebenen Steinbeil fand Hans Querbach aus Allerheiligen im Lühbroich ein Steinbeil (Abb. 2) aus Quarzit, 21 cm lang, ursprünglich wohl 22 cm, mit einer Schneide von 7 cm und einem länglich ovalen Querschnitt. Die Steinbeile, Abb. 1 und 2, sind wegen ihrer Größe und ihres verhältnismäßig guten Zustandes für die Heimatgeschichte unseres Kreises sehr wertvoll, denn jede Zeitstufe hat innerhalb der Jungsteinzeit ihre bestimmte, kennzeichnende Steinbeilart, so daß wir das Alter einer menschlichen Siedlung, die in der Nähe des heutigen Fundortes gewesen sein muß, annähernd festlegen können. Beide Beile waren also Geräte des jungsteinzeitlichen Menschen, wurden aber auch noch in der Bronzezeit verwendet und wir dürfen für unsere Gegend vorläufig annehmen, daß sie bis zur anbrechenden Eisenzeit gebraucht wurden, denn bronzezeitliche Funde sind bisher gar nicht oder nur äußerst spärlich zu Tage gekommen. Weil die Steinwerkzeuge im Bruch gefunden worden sind, ist es möglich, daß sie ihren Besitzern entweder auf der Jagd oder beim Holzfällen verloren gingen. Da sich zu den drei Fundstücken, die hier abgebildet sind, vor Jahren auch noch eine jungsteinzeitliche Klinge (Feuerstein) gesellte, darf man wohl annehmen, daß das Gebiet von Elvekum, Allerheiligen, um 2000 v. Chr. von steinzeitlichen Menschen bewohnt gewesen ist. Das ist für die Siedlungsgeschichte dieser Dörfer von großem Interesse. Man lebt also auf uraltem Kulturboden, denn der Steinzeitmensch war Weidebauer, hatte feste Siedlung, deren Reste wir allerdings nicht mehr feststellen können. (Vermutlich an der Stelle der heutigen Dörfer.)

Ein besonders wertvolles Fundstück

Bei Gartenarbeiten fanden Herr Josef Ming in Kuckhof die Hammeraxt (Abb. 3) aus schwarzgrünem Gneis, 15 cm lang mit 5 cm langer Schneide. Während die beiden Steinbeile ausgesprochen westischer Art sind, d. h. in West-Europa, bes. in Südfrankreich beheimatet waren, ist die Hammeraxt eine Mischform. Das Rheintal ist Durchgangsstraße der Völkerströme von Süd nach Nord, von West noch Ost. Unsere Heimat ist ein Schnittpunkt verschiedenster Kulturströmungen. Das sagt diese Axt in einer klassischen Form für die Steinzeit aus. Es läßt sich an ihr leicht nachweisen, daß sich hier Elemente der bandkeramischen Kultur mit schnurkeramischen und westischen Kulturelementen verbunden haben. Bandkeramiker, das waren ostische Menschen, auch Lößbauern genannt, die aus Böhmen-Mähren kamen, die Donau entlang wanderten, den Weg rheinabwärts nahmen, um überall die Lößböden in Besitz zu nehmen und in friedlicher Weise Ackerbau und Viehzucht trieben. Ihr Arbeitshammer gab der Hammeraxt von Kuckhof ein Formelement. Schnurkeramiker waren die vornehmlich jagdtreibenden mitteldeutschen Steinzeitmenschen, deren Streitaxt der Kuckhofer Hammeraxt wiederum ein Element beifügte. Und schließlich hat der westliche Kulturstrom, der von Südfrankreich an den Rhein brandete (die zahllosen westlichen Beile, Abb. 1 und 2, sind typische Vertreter), der Kuckhofer Hammeraxt die länglich elegante Form gegeben. Ob sämtliche Steinwerkzeuge, die wir angeführt haben, Handelsware gewesen sind oder hier am Ort angefertigt wurden, kann selbstverständlich nicht festgestellt werden. Wohl ist bekannt, daß es zur damaligen Zeit bereits in Ostfrankreich Bergwerke gab, die Feuerstein brachen. In Industrien wurden dann bereits die Rohformen der Steinbeile in Mengen behauen und über ganz Europa gehandelt. Die Schleifarbeit war Sache des Käufers.

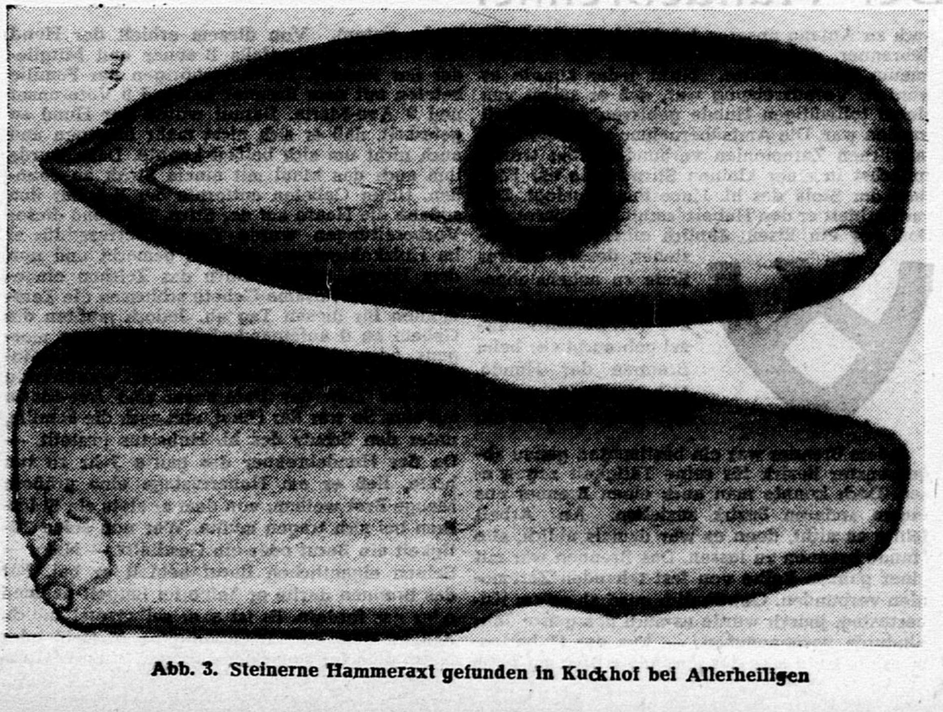


Abb. 3. Steinerne Hammeraxt gefunden in Kuckhof bei Allerheiligen

Flurnamen im Norfer Gebiet

Wer etwas beim Pflügen oder Ausschachten entdeckt hat, melde es sofort dem Bürgermeisteramt oder dem Lehrer des Ortes, oder direkt den vom Provinzial-Landesmuseum beauftragten Bodenwarte: Lehrer Albert Rückriem, Helpenstein, Post Hülchrath über Grevenbroich und Lehrer Hans Jonen, Hülchrat üb. Grevenbroich.

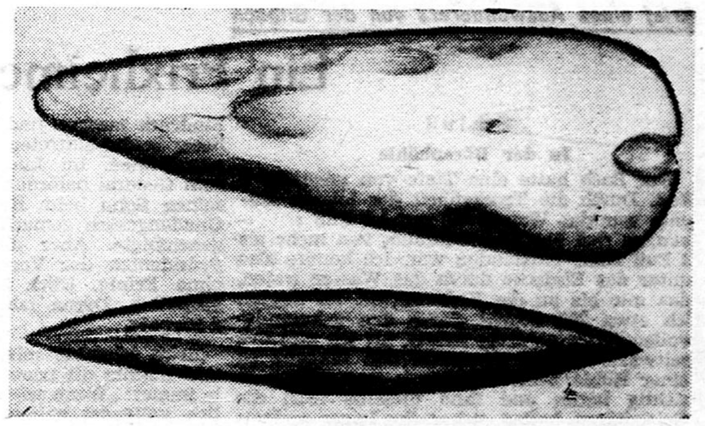


Abb. 2: Westisches Steinbeil aus dem Lühbroich b. Allerheiligen

In unsern Flurbezeichnungen finden wir oft Namen, die man kaum noch erklären kann. Bei den alten Leuten müßte man sich Rat holen, denn sie kennen die alten Flurnamen noch aus ihrer Kindheit. Flurbenennungen, deren Deutung wir kennen, mögen uns anregen, den andern nachzuspüren.

Da liegt weit in der Gemarkung eine Parzelle, die „Münchskaul" heißt. Wie mag sie zu dieser Bezeichnung gekommen sein? Forscht man den Namen nach, so findet sich die Deutung oft in der Geschichte, in der Flora und Fauna, aber auch im Volkswitz wieder.

Da liegen im Bereich des Norfer Bahnhofs (Derikumer Seite) bis Dickmann „der Goldberg" (ob man da Gold gefunden hat? — Wohl kaum — Aus der lehmigen Niederung erhebt sich der goldgelbe Sandhügel), „an der Wisselter" (der Name taucht auch im Ort Norf auf), „unter den Eichen" (dort standen welche, alte Norfer wissen sich noch ihrer zu erinnern), „Kampanger" (Kamp-Feld, Anger hat gleiche Bedeutung, auch Wiese), „Krahnacker" (Krähenfeld), „auf der Jück" (Jüch = Mulde, auch Schlucht), „Kickelberg" (Kick = Kiek = Schauen. Man hat weite Sicht von hier in Richtung Grimlinghausen, Stüttgen), „Münchskaul" (Kaul = Kuhle = Grube). Früher hat der Acker zum Neußer Oberkloster gehört.

Im Orte Norf finden wir den „Wisselter, das Wisselter Kreuz" (an der Autobushaltestelle), „drei Linden, Kuhbroich". die Parzelle zwischen der Mittelstraße und dem Rathaus heißt „Leinacker". Hier hat man früher Flachs angebaut. Mehr nach Velbrüggen hin heißt's „hinter dem Dorf Norf". Dem Amt gegenüber liegt der „Kirchenbend". Früher durfte der Norfer Bürger, der sich verpflichtete, ins Gewitter zu läuten, den Bend mähen. Er hat die kostenlose Nutzniessung dieses Bendes.

In der Richtung nach Hoisten liegen „in der Offermanns Hütte" (Offermann = Opfermann = Küster, Hütte = stille Ecke), „an der Pingstraße" (Pfingsten), „hinter dem Kamp, am Hoister Kamp, an der Kaulen, am Düsselkamp, Hummelsbend, am Hummelsdriesch, oben der Hummel, an der Bettikumer Laage, auf dem Röttgen, Bettikumer Sief, an der Laach" — Hummel, Sief sind kleine Wasserläufe dortselbst, schmale Gräben; die „Laach" eine flache Mulde; Driesch und Bend sind Wiesenland in der Niederung. „Die Sterzlach" (Sterz = Ende) läuft sich dort tot, sie hat dort ihr Ende! Laach, Laage, Laack = blankes Wasser. Hinter der Straße nach Bettikum am Park der Müggenburg finden wir den „Paffenbend", der wird wohl früher dem Pfarrer gehört haben. Nach Gnadenthal zu liegen „Ochsenbusch, beim Hahnen, Schafbrücke, Gnadenthaler Busch und Kreuzhecke am Donatus".

Der Sandhof im Derikum ist bekannt. Gegenüber auf der andern Seite liegt der „Sandkamp", an der Eisenbahn der „Kürtenskamp", zum Nakkenhof hin „Im Kellerchen". Kürten wird der Name des Eigners sein, aber woher kommt das Kellerchen? — Im rechten Winkel der Norf und Erft liegt in der Niederung an der Mündung die Parzelle „Minden" (münden), daneben liegen „Wolfbruch, Schlichlaach, Derikumer Laach, Hofbruch" (zum Derikumer Hof). Schlich = gekrümmter Wasserlauf, auch wird ein versteckter Weg so benannt.

Das große Gelände von der Gemarkung Derikum—Grimlinghausen bis Stüttgen gibt uns manche harte Nuß zu knacken, wenn wir nach der Deutung der Namen suchen. „Götteslindenberg, Götteslindenkamp, an der Gotteslinde, Elvekumer Sandkaul, am Heidchen" sind erklärbare Namen. Aber da tauchen „Blechheide, Winkelshütte, in der Scharr, Blenkieser, Werresweg und Wehrhau" auf. Ein kleines Stück Land, 1/4 Morgen groß, wird heute noch im Volksmund „dat viedels Blech" genannt. Winkelshütte ist eine stille Ecke. Tatsächlich schiebt sich hier diese so benannte Ecke wie eine vorspringende Nase in die Niederung hinein, wie ein spitzer Winkel. In der Scharr, an der Flakstellung, schmiegt sich das Stück zwischen leichte Höhenzüge (schmiegen, scharen = zwischenlegen). Dort am Blenk-ieser liegt viel Rheinkies, man sieht es dem Boden an, daß er beim Pflügen dem Pflug „en blenk leser" macht. Da treffen „Kuhweg und Werresweg" zusammen. Letzterer soll ein Verbindungsweg zwischen römischen Heerwegen sein. Darauf mag auch die Bezeichnung der benachbarten „Wehrhau" (vergl. die einzelnen Werres!) kommen. In Richtung Stüttgen wird der Boden „in der Sülz" fett und saftig.

In der Gemarkung Grimlinghausen-Stüttgen liegen die Fluren „Erbbusch, am Stüttgen, im Stüttgen, im kalten Grund, am blauen Stein (auch gegenüber Wankum, Allerheiligen!), im hintersten Büschchen in der Werreskaul, Dornhecke, im Raurort (rauher Ort), auf dem Volkrathsberg, im Oberbannes" (Bannes = Bann, verboten; hier hat vor Jahren eine große Akazienschonung gelegen).

Jenseits der Eisenbahn, zum Kuckhof hin, lag die „Schmallappslinde". Das „Schmallappskreuz", hinter Bremer, steht noch da. Der Weg dorthin, ein schmaler Streifen, Lappen, heißt „Schmallapps". Die „Leykaul", na, da hat der Sprachgebrauch ein K abgeschliffen, heißt Kleikaul. Klei, Lehm wurde für die Leyen (Dachpfannen, Leyendecker!) gebraucht Dort liegt auch „de Haade" (Haardt, Hardt = Wald). Das war hier ein Waldstückchen, das sich an das Kuckhofwäldchen, auch Kuckuckswäldchen genannt, anschloß. Dieses reichte wieder bis zum Mühlen busch. Hinter der Eisenbahn liegen „die Katzkaul und der Kuckhofer Werres". Schade, daß die Windmühle nicht mehr steht, die der Parzelle den Namen gab. 1945 haben die Amerikaner das Fundament gesprengt. Alle „Mühlenwege", die wir in Elvekum, Derikum, Allerheiligen, Rosellen, von der Heide, von Schlicherum finden, haben ihre Richtung zur Mühle hinter dem Kuchhof, waren also Zubringerwege dorthin. An der Nievenheimer Straße, links hinter dem Fronhof (Heumisch) liegt das Feld „hinter dem Kuckhof", rechts der Straße „der Neuenberger Acker" (Urban Becker auf Neuenberg) und das „Diepbruch". Diep hieß vor einigen hundert Jahren Dieb = hemlich, geduckt, tief, versteckt.

Machen wir nun einen Sprung zurück nach Allerheiligen. Da liegt in der Gemarkung zwischen Norf, Eisenbahn und Allerheiligen der „Lausbüchel". Dort hat man keine Läuse gefangen! Es war dort früher ein Waldstück, in dem gut zu Jagen war. Laus, losen, lusen = lauschen, ist ein Jagdausdruck. Anschließend liegen „ober der Birken und am blauen Stein". Der „Lichweg" führt von Elvekum bei Wankum über die Nievenheimer Straße, über die Norf, über „den Sand" nach Rosellen. Mit Licht hat der Weg nichts zu tun. Andern Orts finden wir Liegewege. Dat es de Liekeweg, der Leichenweg zum Friedhof. Von Elvekum geht an Illinghausen vorbei der „Mühlenweg". Links und rechts von ihm liegen „der Heisesgraben, am grünen Weg, der Kaulacker (Leykaulen) und der Schmallapp".

Auf der andern Seite der Nievenheimer Straße liegt am Norfer Sportplatz „an der Schafbend das Schindsküllchen" (Schinderkuhle, wo der Schinder die gefallenen Pferde abhäutete). Dort haben wir das „Kuckhofsfeld, an den Betweiden, am Broich", jenseits der Norf „an der Eich" (früher Eichwald), „am Kreuz" nennt man die Flur „Lindbruchkamp und Kreuzfeld". Hinter Matheisen liegt „der Steinacker" An der Schule, hinter den Häusern der Bachstraße, heißt's „an der Erkeleyen".

Gehen wir vom Kapellchen Allerheiligen zur Norfschleuse, durch's Bruch nach Rosellen, so sehen wir von der Schleuse weit rechts bei Norf „den Schafsbend, am Sand, Eich", dann vor uns und nach links „Lindbruch, am Jentpädche (Entenpfad), auf dem Sand, Roseller Feld, am obersten Steg, am Gier den Gänseplatz". Bei Eicks vorbei führt der Weg auf die Straße, den früheren „Kuckhofer Kirchweg". Von Gier her führte früher ein Weg durchs Feld nach Schlicherum. Da die Norfniederung im Winter oft stark verschneit war, hatte man einmal bis Eicks Markierungspfähle eingeschlagen, drum nennt man das alleinliegende Haus heut noch „an Pohls". Lindbruch hat mit Linden nichts zu tun, Lind heißt Trog = Mulde. — Bei Hoffmanns in Rosellen geht rechts spitz nach Schlicherum ein Weg, „der Letzte" genannt. Pst! Nicht zu laut! Den Weg schlichen spät nachts die letzten Schlicherumer nach Hause. So hat's mir ein Alter mit einem Augenzwinkern verraten.

Der Schlicherumer Bereich bringt die Namen „Bellstadt (Weidenplatz), auf dem Sand, auf der Höh, Klompenstraße" (wohl nach einem Klompenmächer benannt), „der Dümpel" hat von einem Tümpel seine Bezeichnung. Als Grenzstein der Parzelle „Eich" stand dort eine uralte Eiche, der die Schlicherumer Buben vor 30 Jahren Feuer in den hohlen Bauch legten und ihr damit das Lebenslicht ausbliesen.

Zwischen Rosellen und Schlicherum finden wir auf der andern Seite das „Jack'eld (Jagd), an der Bos (Gusch, jetzt 3 Linden), am Hoister Bruch, Steegerfeld (ansteigendes Feld zum Hoister Hang), Mondlaach (halbförmige Parzelle hinter der Hött zum Gohrer Berg), am Kreuzwege, am Krings Krüz"

Von Rosellen zur Heide liegt der Rothberg (gleich Röttgen von roden), „auf der Heid, im Heidfeld" Zwischen Aldebrück, Kirche Rosellen und Neuenberg liegen „an der Schluhs" und „die saure Weide" bei Aldebrück, „auf der Furt (zwischen Friedhof und Kirche), am Kollenberg (zu Moitzheim), im Kuckelröthcher Kamp, im Fuderschberg (vorne), am vordersten Höfchen, Auf'm Kerf" (Kerbe, Einschnitt, Graben) und bei Neuenberg „im hintersten Bongert" (Baumgarten).

H. E.

Winter

Der große Schlaf ist in die Welt gekommen.
Ein harscher Wind bläst alles nun zur Ruh'.
Vom Himmel sank ein weißes Laken nieder.
die sommermüde Erde deckt es zu.

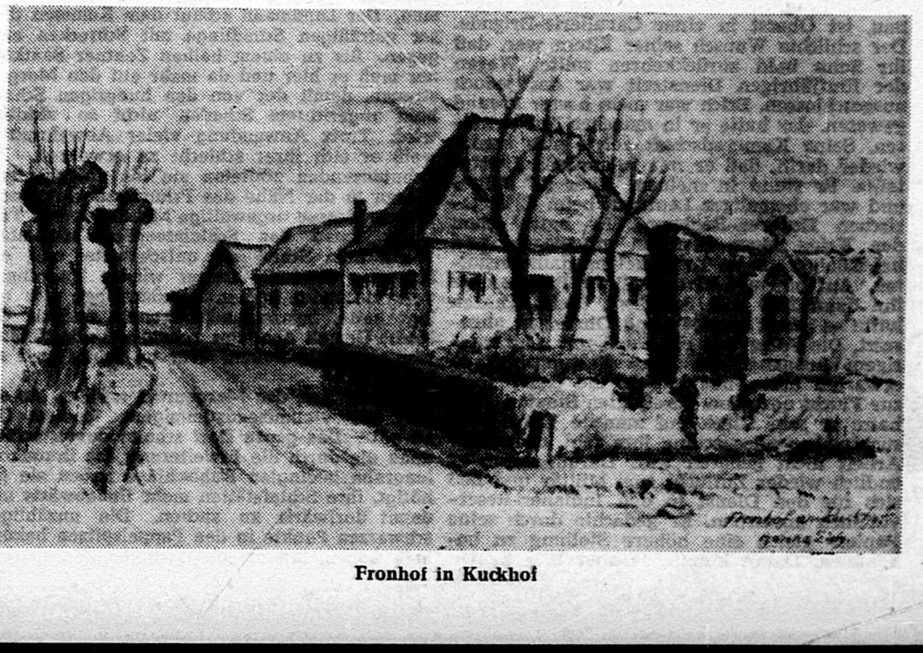
Wie wunderliche Greise stehen rings die Bäume.
Sie schütteln ihre Köpfe wie im Traum.
Von allen Dingen, die einst lebend waren,
geht eine Stille aus. Sie atmen kaum.

Doch bald wird überm Feld die Sonne brennen,
wird freundlich über uns're Tage gehn.
Aufnimmt sie das Erstarrte aus dem Schlummer,
und neues Leben wird dann auferstehen.

Dann wird, was schlafend war, ganz leicht und schwebend,

Aus dunklen Tiefen neue Kräfte blühn.
Ganz überselig wird die Welt erwachen
und von erneuter Fülle seltsam glühn.

Georg Schäfer



Fronhof in Kuckhof